WER WANDERT MIT?

Durch den winterlichen Mühlenbusch

Kahl ragen die Aeste in den klaren Winterhimmel hinein. Das Laub vermodert auf dem Waldboden. Alles ist wie tot, und doch ist das Leben nur scheinbar erstorben. In den Knospen der Bäume schlummern bereits die neuen Triebe. Sie warten auf die warmen Strahlen der Frühlingssonne. Bis dahin vergeht noch eine Weile. Vorläufig sind die zarten Blätter im Innern der Knospe noch warm eingehüllt. Die braunen, pergamentartigen Hüllblätter umschließen die zarten Triebe wie Dachziegel oder Schieferplatten. Nässe und Kälte würden das junge schlummernde Leben zerstören. Eine feine Wachsschicht ist über die meisten Knospen verteilt. Wie an einem Regenmantel gleiten die Regentropfen ab.

Unsere Wanderung beginnt am Eingang des Mühlenbusches in Ueckerath am Steinkreuz. Es ist noch nicht lange her, da stand es noch im Schatten hoher Buchen. Links vom Wege erheben sich mächtige, knorrige Eichen. Wir schauen uns die Knospen an. Sie sind kurz, gedrungen und stehen am Ende des Triebes büschelweise. Die vergilbten gebuchteten Blätter hängen noch vereinzelt im Astwerk der riesigen Wipfel. Am Wegrand leuchten uns schon die Blütenkätzchen des Haselstrauches entgegen. Noch hüten die zarten Deckblättchen ihren goldenen Blütenstaub. Wir stehen an einem Kreuzweg. Links führt der Weg nach Gohr, rechts nach Rosellen. Bäume mit eigenwillig gebogenem Astwerk erregen unsere Aufmerksamkeit. Es sind Kastanien. Ihre Zweige tragen die dicksten Knospen. Sie sind mit einem klebrigen Saft überzogen, ein vollkommener Schutz gegen Nässe. Ferner fallen die kleineren, seitlichen Ersatzknospen auf. Sie vertreten die Hauptknospen, falls diese durch Spätfrost im Frühling erfrieren würden. Die Roßkastanie ist ein Kind des Südens. Sie stammt aus dem Balkan. Unter den Knospen liegen die u-förmig gebogenen Saftmale. Es sind die Ansatzstellen der früheren Blätter. Wir wenden uns Rosellen zu. Links von uns steht der letzte alte Buchenbestand. In den hohen Wipfeln sind die Nester, große Reisighaufen, der seltenen Fischreiher zu sehen. Vom Wege aus leuchten uns die rotflammenden jungen Buchen entgegen. Das dürre Laubwerk ist von den Winterstürmen noch nicht fortgefegt. Die Knospen sind auffallend lang. Die dürren Blätter sind glattrandig. An einzelnen Stellen treffen wir auch auf die weitaus seltenere Hainbuche. Die Knospen sind gedrungener und dicker. Der Rand der Blätter ist gesägt. Die Rinde der Rotbuche ist glatt und silbergrau, die Hainbuche hingegen ist drehwüchsig, mit Längsrissen durchsetzt. Nur die Rotbuche trägt die ölhaltigen Bucheckern.

Wir verlassen den Hochwald. Mittelhohes Gebüsch umfängt uns. Der Weg ist umsäumt mit Birken, Eschen, Ebereschen und Buchen. Zart und klein sind die Knospen der Birken. An



Birke Pappel Eiche . Rot- Hain- -buche Esche Ahorn

einigen Zweigen finden wir Blütenkätzchen. Haarig hängen die Zweige herab. Die jungen Eschenknospen sind fast schwarz. Auch sind die Saftmale deutlich zu erkennen. Weite Flächen rechts von uns sind kahl. Gestrüpp überwuchert und rankt über den Boden, dazwischen die grünen Ginsterbüsche. Hier hat man Neuanpflanzungen vorgenommen. Es sind Pappeln Ihre Knospen sind grob und dick. Drahtnetze am Boden schützen gegen Wildfraß.

Wir wenden uns weiter nach rechts den Kiefern und Fichten zu. Die Nadelbäume haben ihr grünes Kleid beibehalten. Manche Fichten sind in die Dörfer und Städte gewandert, um am Weihnachtsfest in leuchtendem Schmuck Kinderaugen zu erfreuen und mit dem köstlichen Harzduft des Waldes unsere Stuben zu erfüllen. Jahr um Jahr setzt die Fichte ein neues Stockwerk an. Nicht nur die Jahresringe lassen das Alter erkennen. Gerade, schlank, gleich einer Pyramide recken sich die Fichten empor. In den Gipfeln hängen zuweilen Zapfen. Wohlverwahrt ruhen darin die kleinen geflügelten Fichtensamen. Im nächsten Frühjahr reifen die Samen, dann schickt der Wind sie auf die Reise. Bald ist der Dorfbach erreicht. Lange Pappelreihen zeichnen seinen Lauf. Erst seit hundert Jahren werden in unserer Buchlandschaft Pappeln angepflanzt. Sie sind zum charakteristischen Baum unserer niederrheinischen Heimat geworden. Ein Weg führt uns dem Ausgang zu. Auf der anderen Seite des Baches liegt Gut Neuenburg - verfallenes Mauerwerk hinter dem fränkischen Gutsho' kündet noch von der Kurkölner Neuerburg. Am Wege stehen hohe Grenzsteine mit den Kölner Wappen. confinium coloniae lautet die Aufschrift — Grenze von Kurköln. Bald ist die Norfbrücke erreicht.

J. Fischer

Alte Wetterweisheiten im Januar

Tanzen im Januar die Mucken —
Muß der Bauer nach dem Futter gucken.

Wenn's im Januar donnert überm Feld —
Kommt später große Kält'.

Wenn das Gras wächst im Januar —
Wächst's schlecht im ganzen Jahr.

Im Januar viel Regen — wenig Schnee —
Tut Bergen — Tälern und Bäumen weh.

Ist der Jänner naß —
Bleibt leer das Faß.

Ist der Januar hell und weiß —
Wird der Sommer sicher heiß.

Jänner je kälter und heller —
Scheuer und Faß desto voller.

Werden die Tage länger —
Wird der Winter strenger.

Januar muß vor Kälte knacken
Wenn die Ernte gut soll sacken.

Nebel im Januar
Bringen ein nass' Frühjahr.

Januar Schnee zu Hauf':
Bauer halt' den Sack auf!

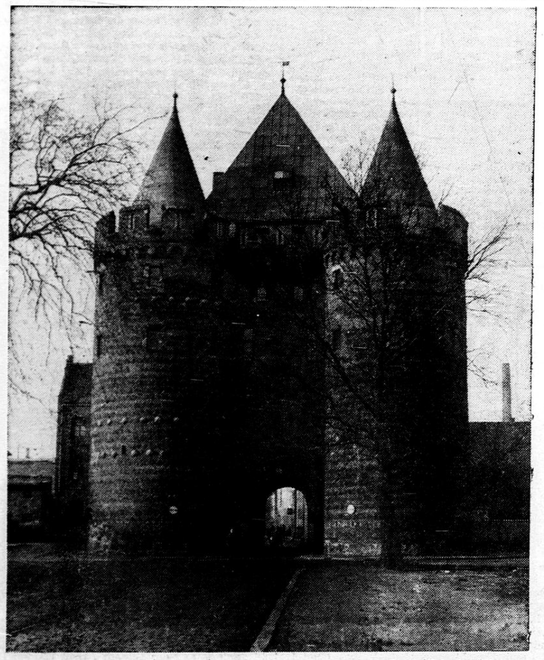
Werden die Tage länger
Wird der Winter strenger.

Ein Januar wie März
Ist dem Bauer ein schlechter Scherz.

Januar hart und rauh
Nützet dem Getreidebau.

Fabian — Sebastian
Lassen den Saft in die Bäume gahn.

Fabian im Nebelhut
Tut dem Obst nicht gut.



Obertor in Photo:Hehmke-Winterer

Mit der Kamera durch das Erftland

Die Neußer Bürgerschaft errichtete im 13. Jahrhundert dieses Bauwerk. Wie ein trutziger Recke schaut es dich an, und hast du genug Phantasie, so glaubst du, es habe ein Gesicht, gekrönt und behelmt. Und fürwahr, trutzig genug ist dieses Tor gewesen. Die Chronik weiß viel Ruhmvolles aus der Zeit Karls des Kühnen zu berichten, als dessen Scharen vergeblich elf Monate lang gegen dieses Bollwerk anrannten.

Zwei gewaltige, runde Turmriesen rahmen die spitzbogige Tordurchfahrt ein. Aus Basaltklötzen und Tuffsteinschichten sind die mächtigen Wächter errichtet, in die hie und da Schießscharten eingeschnitten sind. Nachträglich eingemauerte, steinerne Kanonenkugeln erinnern an jene unheilvollen Zeiten, die oftmals das gewerbefleißige Städtchen heimsuchten. Dein Blick gleitet an den trutzigen Mauerriesen empor und bleibt an den Rundbogen und Zinnen des Wehrganges haften, die wie ein Kronreif die kegelförmigen Dächer zieren. In den Rundbogen der Türme stecken einige Pechnasen, aus denen einst der glühende Tod auf die Angreifer herniederregnete. Das eigentliche Torhaus, engbrüstig zwischen den Türmen, liegt ein wenig zurück mit seinem Pyramidendach, unter dem sich der geschlossene Wehrgang, getragen von vorgekragten Galerien, hinzieht. Aus einer Nische über dem spitzbogigen Tor grüßt dich das Bild der Gottesmutter, das von dem frommgläubigen Neußer Volk dorthingestellt wurde. Das Bauwerk hat Jahrhunderte überdauert und wurde durch Gottes Fügung im letzten, dem furchtbarsten aller Kriege, verschont. Der gute Bürgersinn wird alles daran setzen, um es der Nachwelt zu erhalten.

r

Sammeln Sie die Beilage?

In der nächsten Nummer beabsichtigen wir, eine Anleitung zum Anfertigen einer Sammelmappe zu veröffentlichen. Für die Bastler unter unseren Lesern ist das sicherlich eine willkommene Anregung.

Heimatland

BEILAGE
ZUR NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 1 Neuß / Grevenbroich, 14. Januar 1950 77. Jahrgang

Mit der neuen Beilage „Heimatland" setzen wir auf Wunsch vieler Leser eine alte Tradition fort. „Heimatvolk und Heimatflur" war in der früheren NGZ außerordentlich beliebt. Die neue Beilage will im neuen Gewand wieder der alte Hausfreund werden. Sie will versuchen, das Bild der Heimat in Geschichte, Kunst, Volkstum, Natur, Wirtschaft und Technik lebendig zu machen. Nur was man wirklich kennt, kann man lieben. Nicht zuletzt sollen diejenigen, die im Neuß-Grevenbroicher Raum ihre zweite Heimat fanden, Einblick gewinnen in das Wesen der Landschaft und ihrer Menschen. „Heimatland" will ihnen, vor allen Dingen der Jugend, helfen, daß sie im Erftraum Wurzel schlagen.

KLEINODE DER HEIMAT:

Die Bilder in der Turmhalle zu Gustorf

Der Dreikönigstag weckt alljährlich Erinnerungen an jene Winterwanderung durch den Erftbend, die mit dem Besuch des Gilbachdomes (Gustorfer Pfarrkirche) endete. Nicht der imposante Kirchenbau aus dem letzten Jahrhundert war schuld daran, daß ich meinen Zug für die Heimfahrt verpaßte, sondern die Reliefbilder in der Turmhalle der Gustorfer Kirche. Sie stammen aus dem alten Gotteshaus, das dem neuen weichen mußte und sind wohl einstens in der romanischen Kirche des 12. Jahrhunderts Chorschranken gewesen. Sie können also auf ein ehrwürdiges Alter zurückblicken. Stilistisch engverwandte Bildnisse in Brauweiler, in St. Maria auf dem Kapitol in Köln ermöglichen die Datierung. Der Kunstgeschichtler gibt das Jahr 1130 für ihre Entstehung an und bezeichnet die Gustorfer Plastiken als die wertvollsten dieser Art. Also mehr als achthundertjährige Bilder begrüßten den Besucher des Gilbachdomes. Es sind kostbarste Kleinode, älteste christliche Zeugen unserer Erftheimat, die in die Wände der Turmhalle eingemauert waren. Unter ihnen fesselte mich vor allem das Madonnenbild mit der Anbetung der Könige und der Verkündigung an die Hirten. Auf einem schlichten Sitz thront Maria mit ihrem Sohn. Ueber eine lange Tunika mit weiten Aermeln trägt die königliche Frau einen weiten Mantel, der im Schoß zunächst spitz-, dann rundbogige Falten bildet. Ein Schleiertuch bedeckt den Kopf, das auf die Schultern fällt und von einem Kronreif gehalten wird. Die Rechte ist zum Segen erhoben, in der Linken ruht der Sohn, der, ebenfalls in eine Tunika gehüllt, segnend die rechte Hand erhebt, während seine Linke das Zepter hält. Fürwahr: „Eine Mater Dei", eine königliche Frau, die aller Erdhaftigkeit entrückt ist. Wie sie aus unendlichen Fernen in unendliche Weiten blickt! Unwillkürlich wurde ich an die byzantinische Madonna in Mosaik (Ravenna 6. Jahrh.) erinnert. Und in der Tat haben die Meister unserer Heimat die Anregungen zu ihrem Werk im sonnigen Süden erhalten. Die byzantinische Typik ist Vorbild für die frühmittelalterliche Madonnendarstellung gewesen. Wenn sich auch die heimatlichen Künstler an die südlichen Bilder anlehnten, Geist und Seele des Nordens gossen sie doch in die übernommenen Formen, so daß unter ihren Händen ein Neues geboren wurde. Ihr Werk war ein Symbol ihres Glaubens, fern aller Sentimentalität und Vermenschlichung. Sie schufen keine Abbilder, sondern verwirklichten das Bild, das sie in ihrer Seele trugen. Für sie war Christus der Kyrios, der Herr des Alls. Betrachten wir nun den Sohn, der auf dem Schöß der Mutter ruht. Das ist kein „Knabe im lockigen Haar", sondern aus dem kleinen Bild spricht der „Fürst der Völker". Und ein Teil der Majestät des gewaltigen Gottes spricht aus dieser Mutter, die das Gefäß des ewigen Wortes war Von diesem Bild in der Turmhalle der Gustorfer Kirche kamen mir die wuchtigen Weisen des „Heliand" in den Sinn:

Und sie fanden den Fürsten der Völker,
Den Leiter der Leute. Da lobten sie Gott,
Den Waltenden mit ihren Worten, weithin verkündend.
Das Weib bewahrte das alles im Herzen,
die heilige Jungfrau,
Die Magd im Gemüte, was die Männer gemeldet:
Da erzog ihn in Züchten der Frauen schönste,
Die Mutter, in Minne, den Machtherrn der Menschen,
Das heilige Himmelskind.

ar





FRÜHESTE URKUNDEN BERICHTEN:

Alte Höfe im Erftland

„My house is my castle", sagt der Engländer: Mein Haus ist meine Burg. Dieses Wort, in welchem sich der ganze Besitzerstolz des germanischen Freibauern zeigt, hat in gleicher Weise auch für die in unserer Gegend so zahlreichen „fränkischen" Höfe Gültigkeit. Als „fränkischen Hof" bezeichnet man die quadratische geschlossene Hofanlage, die unserer Landschaft das Gesicht gibt, und die im ganzen Bereich der Ripuaren (Uferfranken) von der Voreifel bis auf die Höhe von Neuß die typische Siedlungsform aus alter Zeit ist. Wie eine „Burg des kleinen Mannes" liegt sie behäbig und wuchtig in der Ebene, zuweilen noch von einem Wassergraben umzogen und mit einer Kette hoher Ulmen, Linden oder Pappeln bekränzt, und macht ihren Besitzer zu einem König in seinem Reich. Ihre Geschichte ist älter als die jeder Burg. Zu Hunderten lagen sie schon im ersten Jahrtausend in unseren Wäldern.

Die ältesten Urkunden vom Niederrhein erzählen davon, daß noch vor der Kaiserkrönung Karls des Großen der heilige Ludger, der Gründer der Abtei Werden a. d. Ruhr und später Patron des Bistums Münster, durch unsere Heimat zog, unseren Vorfahren predigte und sich mit der Absicht trug, hier an der Erft ein Kloster zu gründen. Sein Anliegen fand offenbar williges Gehör. Es war ja bekannt, daß die Mönche nicht nur zu predigen und zu beten verstanden, sondern auch mit ausdauerndem Fleiß Wälder rodeten und Sümpfe urbar machten, besseres Saatgut und Vieh aus anderen Ländern brachten, neue Kulturen erprobten, und dadurch die bäuerliche Wirtschaft verbessern halfen.

Im Jahre 793 treffen wir Ludger zum ersten Male in unserer Heimat. In Widdeshoven (in der schönen althochdeutschen Sprache „Widugiseshova" verkauft der Franke Sigwin einige Teile seines Erbes: einen kleinen Hof mit drei Aeckern, mit Wasser-, Wege und Weidegerechtsamen in Hrodbertingahova (Rüblinghoven am Gilbachknie bei Weckhoven, um 1920 abgerissen), außerdem Holzrechte im Sittarder- und Höveler Busch. Die klangvollen Namen der Vertragszeugen zu hören, ist ein ganz besonderer Genuß: Außer Ludger und Sigwin, dem Sohn des Gilbert, sind anwesend: Hildifrid, Theotbert, Raather, Meginhard, Folcher, Wigbert, Baldher, Notker und schließlich der Priester Werinhard, der die Urkunde ausfertigt.

Es bleibt aber nicht nur bei Käufen. Drei Jahre später, am 16. März 796, kommt der fromme Amulrich nach Rüblinghoven, um „zum Heile seiner Seele" einen Teil seines Erbes in die Hände Ludgers zu legen. Ludger hat nämlich Reliquien besorgt, woraus seine Bauabsichten offensichtlich werden. Amulrich



Frühromanische Reliefbilder, früher in der Pfarrkirche von Gustorf

Vor etwa zehn Jahren wanderten sie leider in den Keller des Provinzialmuseums, Bonn. Damals wurden der Gustorfer Pfarrkirche bronzene Abgüsse in Aussicht gestellt. Bis heute ist das Versprechen nicht eingelöst worden.

schenkt ihm als Baugrund dazu den Platz „ad crucem" (am Kreuz) mit Wiesen am Ufer der Erft und zwei nahegelegenen Aeckern, außerdem ein Haus im Sittarder Busch (Sittarder Hof) mit Wiesen, Wegen, Wasser- und Fischereirechten. Und damit Ludger und die Kirche Gottes ihren Besitz in alle Ewigkeit zu ihrem Nutz und Frommen ungeschmälert behalten mögen, tritt außer dem schreibkundigen Priester Thiatbald und dem Stifter Amulrich, dem Enkel Irminfrieds, wieder eine stattliche Reihe siegelnder Zeugen auf: Helmbert, Godubrecht, Folkbert, Hruodulf, Eerich, Hildifrid. Duodon, Fridurich, Alfger und Guntbert, von deren Namen wenigstens einige (in den abgeschliffenen Formen Rudolf, Erich und Friedrich) noch heute im Gebrauch sind.

Die nächsten Jahre bringen Ludger weitere Stiftungen: Im Jahre 801 einen Hof in Holtheim im Gau Nivanheim. 802 einen Acker beim Hof „ad crucem". Nun aber bekommt Ludger den Auftrag zur Missionierung des Münsterlandes und er gründet in Werden a. d. Ruhr sein Kloster. Die nächsten Schenkungen lautet daher auf den Namen des Kölner Bischofs Hildegrim. U. a. erhält er vier Morgen und später noch drei Morgen Land in Wehl (817 bis 818).

In diesen frommen Stiftungen liegen also die Anfänge der großen Klostergüter, die bis zu ihrer Aufhebung um 1800 bestanden. Wie aber bewirtschafteten die Klöster ihre vielen Höfe? — Meist war es so, daß die Altsassen als „Hörige" des Kloster auf ihrem Hof verblieben, um einen Teil ihres Ertrages ans Kloster abzuliefern. „Hörige" waren sie dabei in dem Sinne, daß sie als Unfreie nicht mehr zum Kriegsdienst verpflichtet waren. Dies war auch für viele der Hauptgrund, sich einem Kloster zu schenken, um in der „Immunität", d. h. unter dem unantastbaren Schutz des Klosters auch in Kriegszeiten Bauer auf eigener Scholle bleiben zu dürfen. Die „deftigen Halfen", wie sie in manchen Liedern noch heute heißen, waren in der Praxis zu allen Zeiten freie Herren auf ihren Höfen, freier jedenfalls als die Meier der Königsgüter und späteren Halfen der kurfürstlichen oder herzoglichen Dienstgüter. Ueberschneidungen kamen dabei auch vor, wie z. B. beim Frohnhof in Nettesheim, der dem St.-Kunibertstift in Köln gehörte, aber nach dem Dienstverzeichnis von 1600 auch „dem Fürsten im Feld dienen muß mit einem Wagen und vier Pferden". Solche und ähnliche Hypotheken konnten leicht entstehen, wenn der Fürst einen Hof an einen Ritter oder ein geistliches Stift unter besonderen Vorbehalten verlehnte.

Sehen wir uns einmal die Akten einer Halfenfamilie etwas näher an, wie dig des Eppinghover Oberhofes Groß-Vockrath an der Jülicher Straße (Drügenpütz), um ihre Beziehungen zur Abtei kennenzulernen, so müssen wir ein — fast rührendes fürsorgliches Verhältnis feststellen. Weit über 100 Jahre saß hier die Familie Fischer, nach außen beschützt gegen die Anmaßungen anderer „landesherrlicher Instanzen", wie z. B. des Dycker Müllers nach innen u. a. betreut durch zahlreiche Patenschriften der „hochehrwürdigen und edlen Aebtissin", der Priorin, einer anderen Stiftsdame oder des Beichtvaters, zu denen sicher auch entsprechende Geschenke gehörten, die bei dem großen Kinderreichtum in mehreren Generationen sicher am Platze waren. Durch Heirat kam der Hof um 1770 an die Famille Weyer, die ihn noch heute — ebenfalls als Halfen bzw. Pächter — im Sinne des Wortes „be—sitzen".

Vergleichen wir einmal die Belastungen der Höfe durch ihre früheren Grundherren und Landesherren mit den Belastungen eines heutigen Eigentümers durch die Grundkörperschaft (Gemeinde) und die Landeshoheit (Staat) mit ihrem Steuer(un)wesen, so müssen wir feststellen, daß die Unterstellung unter einen Schutzherrn nicht viel anders zu verstehen ist, als wenn wir uns heute (etwas überspitzt ausgedrückt) nach unserem Gutdünken das menschlichste Finanzamt aussuchen dürften, das unsere Steuern kassieren soll.

Unter diesem Gesichtspunkt ist es auch gar nicht weiter verwunderlich, daß in unserer Heimat, wie überhaupt im überwiegenden Teil des westlichen Deutschlands, von einer „Bauernbefreiung" und ähnlichen blutigen Unruhen nie die Rede war, vielmehr verstehen wir nun etwas besser das Wort, das uns der Volksmund hier überliefert hat: „Unterm Krummstab ist gut leben." Die Klöster suchten demnach — jedenfalls zu einem sehr großen Teile — das Sozialprogramm des Christentums zu ver-



wirklichen, das ja keine Errungenschaft unserer Tage, sondern eine wesentliche Forderung von bleibender Gültigkeit ist, welche nur in Krisenzeiten zuweilen überdeckt werden konnte.

In einer späteren Betrachtung des Handwerker- und Tagelöhnervolkes, des sogenannten „vierten Standes", wollen wir gerade dieses Moment besonders im Auge behalten.

(Fortsetzung folgt) H. Jonen.

ALTE GEHEIMSCHRIFT?

Ein Chronogramm im Scheunentor

Oft stehen wir vor einem verwitterten Wegekreuz, einem eingemauerten Grabstein, oder, wie hier, vor einem Torbalken mit einer Inschrift. Die erste Frage, die wir an ein solches Denkmal richten, lautet meist: „Wie alt bist du eigentlich?" Mit der eingemeißelten oder eingeschnittenen Jahreszahl bekommen wir häufig die Antwort. Zuweilen will es uns aber erst etwas foppen und sagt: „Rat einmal". Wir können versuchen, aus der Art der Schrift, der Zierformen oder anderer Merkmale den „Stil" des Denkmals, und aus diesen „Modeformen" die Entstehungszeit abzuschätzen. Es kommt aber auch vor, daß es uns sein Geburtsjahr nach einigem Zögern genau verrät, wenn wir etwas Ausdauer haben und zu einer kleinen Rechenaufgabe bereit sind. Aber Geheimschriften und Denksportaufgaben lösen wir doch alle gerne Deshalb sei der kleine „Kniff", den man kennen muß, hier noch einmal verraten.

In manchen Inschriften — auf deutsch oder lateinisch — finden wir Buchstaben, die viel größer sind als die übrigen. Dort ist nicht etwa der Meißel oder das Schnitzmesser ausgerutscht, sondern sie sind von dem Verfasser der Schrift mit besonderer Sorgfalt ausgesucht worden. Wer sie ganz aufmerksam liest und gesondert betrachtet, der wird vielleicht selbst des Rätsels Lösung finden: Es ist fast immer ein M darunter, ein D, einige CC und LL, oft mehrere XX, VV und II. An diesen erkennen wir leicht, daß es sich um eine Jahreszahl in römischen Ziffern handelt. Wir brauchen sie nur zusammenzuzählen, und zwar einzeln; wenn IV hintereinanderstehen, dann heißt es nicht 4, sondern 1 und 5 = 6. Unser Beispiel, das von einem alten Scheunentor (in Mühlrath) entnommen ist, ergibt folgende Zahlzeichen:

I V V I C I V L V D M I I I V I X V

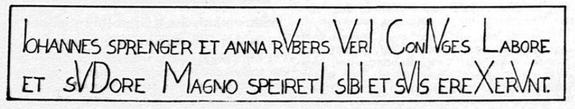
Wir ordnen sie am besten dem Werte nach:

M D C L X V V V V V V I I I I I I I

und zählen zusammen:

1000 + 500 + 100 + 50 + 10 + 6 . 5 + 7 = 1697

Jetzt möchten wir aber noch mehr wissen. Das war doch die Zeit nach dem schrecklichen Dreißigjährigen Krieg und den Raubkriegen Ludwigs XIV., als deren Folge die Hülchrather Festungswerke im Jahre 1688 geschleift werden mußten, wobei die Bewohner der ganzen Umgegend zu Hand- und Gespanndiensten gezwungen wurden. Ein ganzes kriegerisches Jahrhundert, das mit dem Truchsessischen Krieg 1580 begonnen hatte, lag hinter ihnen. Ob sie nicht auch, wie wir heute, auf eine bessere Zukunft hofften? — Wir wollen den alten Balken noch einmal fragen, was er von unseren Vorfahren aus jener Zeit weiß. Wort für Wort mühen wir ihm die Antwort ab: Die Eheleute Johann Sprenger und Anna Rubers errichteten, große Müh' und Schweiß nicht achtend (diese Scheune) für sich und die Ihren. H. J.



Chronogramm im Torbalken einer Scheune in Mühlrath

Der Herrgottsbote

Warum sollte man nicht einen Bettler beneiden und wünschen, mit ihm von dannen gehen zu dürfen, hinaus auf die Landstraßen und sich grüßen lassen von Kirchtürmen im Land weit ringsum und zu den Festen geladen werden, wie sie gerade fallen, zu schwarzen und trüben und zu frohen und lichten?

Des Mittags kamen die Landstreicher meistenteils um die Essenszeit, wann die Sommerhitze glühend über den Dächern stand. Sie taten gar nicht fremd und scheu, wie wenn sie Geschickte gewesen wären, und sie wurden empfangen nicht wie Fremde, wie Gutbekannte. Viele darunter wollten mitnichten an den großen Tisch sich setzen, obschon wir Kinder auf der Bank sogleich zusammenrutschten und dem fremden Mann Platz machten. Die allein sein wollten, nahmen ihre Teller mit Essensspeis und setzten sich auf die untersten Stufen der Söllertreppe. Das war, als ob es zu einem echten Bettelsmensch gehört hätte, sich den Platz auf der Treppe zu suchen. Da saßen sie, die müden Wanderbeine hingen herunter, den Teller hielten sie in der Hand, und vor ihnen saß der Hund, der ging immer zu ihnen und blieb bei ihnen, beileibe nicht um sie zu bewachen. Der hatte gute Freundschaft mit ihnen, will sagen den echten Bettlerleuten; vielleicht war es die Treue, die die beiden verband. Denn unter einem Bettler konnte ich mir nur einen treuen Menschen denken: von Tür zu Tür zu gehen, von Dorf zu Dorf und überallhin Kunde bringen und nicht rasten und weitergehen und müd werden, ohne reich zu werden, das ist ein treuer Mann. Als aber erst die Mutter von dem Woher und dem Wohin des Bettlers erzählte, da war es sicher, der Bettler ist ein ehrwürdiger Bote. Der Herrgott hat ihn gesandt, und manchmal nimmt der Herrgott selber die dünnen fadenscheinigen Kleider und die buntgestückelten Lumpen und verbirgt sich darunter. Dann kommt er an die Tore klopfen mit dem schweren eisernen Klopper, der auf die Weltkugel niederfällt, die das Kreuz trägt. Oft bleibt ein solch kreuzgeschmücktes Tor geschlossen, oder es wird mit scheltenden unwilligen Worten zugeschlagen. So ist also der Bettler der Herrgottsbote, und wenn er erscheint, will der Herrgott nachsehen lassen im Hause, ob seines Sohnes Jesu Christi Geist dort weht. Von da ab haben wir dem Bettler mit ehrfurchtsvollen Augen nachgeschaut, und das weiße Haar hatte etwas an sich von dem Licht, das um Gott sein muß, und sein stilles Danken ließ etwas atmen von dem leisen, heilenden Sprechen Gottes.

„Kinder, der Heiland wird im letzten Gerichte den Bösen sagen: Ich war hungrig, und ihr habt mich nicht gespeist, und sie werden dagegen antworten: Wir haben dich nicht gesehen; wenn wir dich gesehen hätten, dann hätten wir dir Brot gebrochen! Und dann wird ein Bettlersmann vor dem Bösen stehen, wie ihr einen eben hier von der Türe fortgehen sahet, und sie werden erkennen mit Schrecken, das ist er, Gott selbst, gewesen, und sie werden stumm sein."

So unterwies die Mutter, und wenn ein Bettler anklopfte, dann ging es über ihr Gesicht wie ein freudiges Erkennen und sie eilte, das Brot dem Bettler in die Hand zu geben, und sie war dankbar, daß sie es geben durfte. Und einmal kam einer mit tief durchfurchtem, bösem Gesicht, so daß man umschauen mußte, ob der Vater nicht in der Nähe sei. Da gab die Mutter ihm das Brot; es war mitten im Rüsten des Samstagabends. Er nahm es mit gemurmeltem Dank, und da er es in den Händen hielt, tat es Wunderwirkung; er schaute hellen Auges auf, und ein Sonnenstrahl lief zum erstenmal über seine Züge. Dann hat er gegessen, mit vollen Bissen, ich glaub, er hat Manna, kein Brot gegessen.

Es ist schad, daß die Bettler aussterben; damit werden Gottes Boten vertrieben. Der Gendarm ist hinter ihnen her. Er legt sich auf die Lauer und zieht siegesstolz mit seiner Beute ab. Und einmal kam ein alter Mann bettelnd und sagte, der Gendarm sei hinter ihm. Dem haben wir auf heimlichen Wegen das andere Dorf gezeigt, und dorthin hat er auch seine Botschaft bringen können. Der eine Bettler aber war klug, als er dem Gendarm sagte: Ich bettle nicht, ich hole meine Zinsen. Ihr könnt mitgehen. Und der Gendarm mußte auch überall hören, wie er um den Zins fragte.

Das war auch wahr, und die Bauern nahmen es so, des Herrgotts Zinsen kam er einsammeln. **Josef Emonds**

DR. ANTON HEINEN

Das Landvolk lag ihm am Herzen

Am 3. Januar jährte sich zum siebzehnten Male der Tag, an dem der Tod im Pfarrhaus zu Rickelrath einkehrte und den Volksseelsorger und Volksbildner Dr. Anton Heinen in die Ewigkeit führte. Unter einem schlichten Stein, der das Bild des Sämanns trägt, ruht er auf dem Dorffriedhof seiner Gemeinde. Doch sein Werk lebt. Ständig wächst der Kreis derer, die seine zahlreichen Schriften gerade für die heutige Zeit als Wegweiser und Helfer zu schätzen wissen. Es sind Mütter und Väter, Junge und Alte, Studierte und Unstudierte, und Vertreter der verschiedensten Berufe. Das nimmt nicht wunder, dürfen wir doch Anton Heinen in die Reihe der Volkserzieher einreihen, die zeitlos sind und Endgültiges zu sagen haben.

Als Lehrerssohn im Dorfschulhause aufgewachsen, lagen ihm vor allem die Fragen des Landvolkes und der Dorfkultur am Herzen. Seine letzten Gedanken galten dem Bauerntum, denn nach seinem Tode fand man ein handschriftliches Manuskript, das er abzuschließen gedachte. Da aber kam der Todesengel und nahm ihm die Feder aus der Hand. Aus dem letzten, unvollendeten Manuskript bringen wir an dieser Stelle einen Teil des 5. Gespräches:

Einmal kam ich in ein ziemlich entlegenes Dorf auf einen mittleren Bauernhof. Diele, Scheune, Viehställe, Stuben, alles so recht deftig, d. h. solid. Und dann wurde ich, nicht in die gute Stube, sondern in den Salon geführt. Da waren elegante Klubmöbel, „allerliebste" Nippsachen, „süße" Schlummerrollen, und an der Wand ein „himmlisches" Bild: eine Nachbildung des Gemäldes „Toteninsel" von dem Maler Böcklin, in breitem, wuchtigem Rahmen, das beherrschte den ganzen Salon. Und mitten in dieser Herrlichkeit stand der Bauer, hemdärmelig, mit einem von der Mühe und Arbeit verwitterten Gesicht, und er lächelte etwas verlegen, aber auch ein wenig stolz in sich hinein — es war ein Bild zum Davonlaufen. Weißt Du, was ich getan habe? Gelauscht, ob ich nicht den Totenwurm im Gebälk klopfen hörte.

„Warum das denn? Soll denn der Bauer nicht mit dem Fortschritt gehen und sich so gut einen Salon und Kunstmöbel und -bilder anschaffen können wie der reichgewordene städtische Mensch?"

Freund, weißt du auch, was du da sagst? Weißt du, was dem Bauern widerfahren ist, wenn er solchen Spuk mitmacht? Er ist reichgewordener Proletarier geworden, er ist aber kein Bauer mehr. Könnte man denn in einem solchen Salon eine christliche Abendandacht halten? Könnte man vor Böcklins „Toteninsel" das Vaterunser beten? Kann hier eine Bauernfamilie Kindtaufe, Hochzeit feiern, kann man hier den Ahn oder die Ahne aufbahren und eine Trauerfeier halten?

„Wie kam denn Salon und Klubmöbel und Toteninsel auf den Bauernhof?"

Kannst du dir das nicht denken? Die Schuldigen sprangen herum in der allermodernsten Frisur und im Kostüm fin de siècle (sprich heute New Look), das waren die Töchter, die im Pensionat gewesen waren und Bildung mit nach Hause gebracht hatten. Darum habe ich auch die Sache nicht tragisch genommen und die Christlichkeit des Bauern nicht angezweifelt. Ich habe ihm aber gesagt: „Haben Sie aus diesem Bild schon einmal Klarheit über den Sinn ihres Lebens und Mühens gewonnen? Hat es Ihnen schon einmal Kraft gegeben, wenn Sie Schweres zu tragen und damit fertigzuwerden hatten?



Haben Sie wohl einmal vertrauend zu ihm emporgeschaut?" Das spürte er selbst, daß das Ganze ein sog. ästhetischer Schwindel war, und ich hoffe, daß ihm sein Salon von der Stunde an nicht mehr viel Freude bereitete.

„Wären Sie denn sicher, bei einem christlichen Bauern auf Besuch zu sein, wenn an der Wand der guten Stube ein Kreuzbild hinge?"

Ja, Freund, das kann man heutzutage nicht immer sagen. Auch mit christlichen Sinnbildern kann eine verlogene Komödie gespielt werden.

„Woran wollen Sie denn den christlichen Bauern erkennen?"

Ich will es einmal möglichst einfach auszudrücken versuchen: daran, daß Christus sein Symbol, d. h. seine wahrhafte, lebendige Offenbarung des ewigen Gottes ist, zu dem er sich mit Leib und Seele, mit Tun und Lassen bekennt. Im christlichen Bauern ist Christus lebendig als der, der nicht für sich lebt, der nichts anderes kennt als dies, den Willen des himmlischen Vaters zu erfüllen: der kein Weichling und Genießer ist, sondern erst in der restlosen, heldenhaften Lebenshingabe das eigentliche Leben gewonnen hat: Christus, der die heldenhafte Liebe selbst ist. Der sich nicht fürchtet vor dem Kampf mit den dämonischen Gewalten, nicht vor dem Kampf mit den widrigen Mächten der Natur, nicht vor dem Kampf mit der Dummheit und der Bosheit der Menschen; der nicht auf der Welt ist, um es gut im Leben zu haben, sondern um sich opfernd, kämpfend, leidend, sterbend selbst zu vollenden.

„Dann müßte ja Ihr christlicher Bauer ein Christus im kleinen sein!"

Gott bewahre ihn! Es gibt heute solche „Christusse im kleinen", die sich selbst und anderen ein Christustheater aufführen, hie und da in bewußter Verlogenheit, meist aber aus dem Bedürfnis einer gewissen Selbsttäuschung, mit der man sich über die eigentliche Leere des Lebens hinweghilft.

Aber dem christlichen Bauern ist Christus der unerreichbar Große, der Herr, der ihm heilig ist, dessen Wort ihm heilig ist, mit dem er nie plump vertraut wird, vor dem er sich vielmehr anbetend niederwirft. In ihm findet er Gnade, wenn die Schuld ihn darniederdrücken wollte, Kraft, wenn seine Kräfte versagen, Vertrauen, wenn sich ihm Mißtrauen in die Seele fressen wollte. Seine Begegnung mit Christus ist die Begegnung des Geschöpfes mit dem Schöpfer, des Sünders mit dem Allreinen, des Armen mit der Fülle des Lebens.

Anton Heinen

DER MECHANIKUS DIEDRICH UHLHORN

Ein Mann gibt Grevenbroich das Gesicht

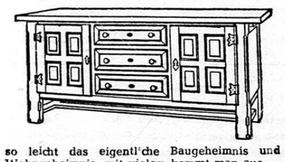
Das Leben dieses schlichten, anspruchslosen Oldenburgers enthält nichts an Sensation; ist nur erfüllt von rastlosem Fleiß, unbändigem Erfinderdrang und großer Anspruchslosigkeit. Unsere Heimat darf diesen Mann nicht vergessen, denn ihm verdanken bis in die heutige Zeit Tausende ihr Brot. Und die Kreisstadt Grevenbroich erhielt durch ihn das Gesicht.

Dieser Oldenburger war also ein findiger Kopf. Voll Unternehmungsgeist und Tatkraft. Seine Wiege stand in dem kleinen Dorf Bockhorn. Schon als Junge fiel er durch seine außerordentliche Begabung auf, und niemand ahnte, daß sich dieser junge Mann durch Selbststudium Einblick in die höhere Mathematik verschaffte. Die hervorragende Begabung blieb seinem Landesherrn nicht verborgen, der ihm 200 Taler Rente jährlich zubilligte, um ihn an seine Heimat zu binden. Der Souverän versprach sich von seinem Untertan manchen Nutzen. Vor allem deshalb, weil Diedrich in jungen Jahren bereits Erfindungen machte, die Aufsehen erregten. Doch Diedrich wird von dem aufblühenden Industrieleben im Bergischen Land um die Wende des 18. Jahrhunderts angezogen. Er will Erfahrungen sammeln und lernen. Durch seine Tuchschermaschine, die in der Textilindustrie des Westens guten Absatz findet, wird er mit den Webfabrikanten des Bergischen Landes bekannt. Sein stilles, bäuerliches Oldenburg hält ihn nicht mehr. Die Industriepioniere Harkort, Stinnes und Thyssen wollen den Erfindergeist für sich gewinnen. Doch das Land an der Ruhr scheint ihm nicht zuzusagen. Ist es die Sehnsucht nach der Ebene, nach den Brüchen, die ihn ins Erftland zieht? Jedenfalls wanderte er 1810 in das damals kleine unbedeutende Landstädtchen Grevenbroich, das ihm zur zweiten Heimat wird. Sein Arbeitsfeld ist zunächst die Baumwollspinnerei von Friedrich Koch neben der Elsener Mühle an der Erft, die er mit seinen Maschinen auszustatten hat, und deren Leitung er schließlich übernimmt. Diese Tätigkeit füllt den beweglichen, findigen Geist dieses Mannes nicht. Sein Herz hängt an der feinmechanischen Werkstatt, die er erst im alten Zisterzienserkloster und später im alten Schloß einrichtet. Hier beschäftigt er bald 150 Arbeiter. Seine Spinnmaschinen und Maschinenteile sind in der Textilindustrie des Westens gefragt. Kein Wunder, die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit kommen ihm zur Hilfe: Napoleon hat England, das bisher diesen Markt beherrschte, vom Festland abgeschnitten. Uhlhorns Geist begnügt sich nicht mit diesem Erfolg, er erfindet eine Münzprägemaschine, die alle bisherigen Maschinen dieser Art in Konstruktion und Bedienung in den Schatten stellt. Die Münzämter in Berlin, Wien, München, Karlsruhe, Utrecht, Stockholm und Neapel bedienen sich bald der Uhlhornschen Erfindung. Der Mechaniker rastet nicht. Ihm ist die Gabe der Konstruktion angeboren. Eine Erfindung reiht sich an die andere, so daß Grevenbroich in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts mit Essen und anderen Industrieorten des Ruhrlandes in einem Atemzug genannt wird. 1837 stirbt Diedrich Uhlhorn. Seine Nachkommen setzen sein Werk fort. Diedrich Uhlhorn ist der Begründer der Maschinenindustrie Grevenbroichs, die in der Folgezeit noch weiter ausgebaut wird. Als das Erftland dank der Güte seines Bodens Zuckerrübenland wird, sind Zuckerfabriken und Raffinerien notwendig geworden. Die Maschinenfabriken Grevenbroichs konstruieren und fertigen vollständige Einrichtungen solcher Betriebe an und finden Absatzgebiete in der ganzen Welt. Fast alle Staaten Europas, Amerikas, Portugiesisch-Ost- u. Westafrika, Indien und Persien und schließlich die Insel Formosa werden Kunden der Grevenbroicher Industrie.

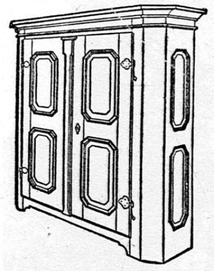
Durch Diedrich Uhlhorn wurde das unbedeutende Landstädtchen von 90 Häusern eine Industriestadt, die zeitweise dank ihrer Produktion Weltruf erhielt und vielen aus dem Hinterland der Erft und der Gilbach Arbeit und Brot schenkte. ar

Heim ist Heimat

Familie und Heim gehören so eng zusammen wie jedes bestimmte Vögelchen zu seinem bestimmten Vogelnest. Nur ein so lotterliges Pack wie die Sperlinge fühlt sich in jedem Lumpennest zufrieden und macht sich nichts daraus, die Schwalbe aus ihrem Haus zu jagen und sich dareinzusetzen. Jede rechte Familie schafft sich ihr rechtes Heim, und jedes Heim formt wieder an den Menschen, die darin wohnen. Es ist schon immer eine Kunst, das entsprechende Heim einzurichten, entsprechend dem Volksgebrauch, der Zeit, dem eigenen Geschmack und dem Stand und Beruf. In einer Notzeit wie der gegenwärtigen ist es doppelt schwer; Häuser und Hausgeräte sind soviel teurer. Aber wir vergessen



so leicht das eigentliche Baugeheimnis und Wohngeheimnis: mit vielem kommt man aus — mit wenigem hält man haus!



In diesen Blättern möchten wir regelmäßig der heimfrohen Familie an einigen Beispielen zeigen, wie sie ein schönes Heim schaffen kann. Diesmal sollen es einige Proben stilechter schlichter Möbelstücke sein, die wir im Bilde wiedergeben. Es ist Hausgestühl, das sich in jahrhundertelanger Ueberlieferung bewährte und das Sitte und Brauchtum unseres Volkes geformt haben.